



zu verschwinden. Wieder hob sich die Nordwand des Paternkofels, der, wie kein anderer Berg, noch die Wunden des letzten hartnäckigen Gebirgskrieges aufwies, als dunkle Silhouette in eine vorüberjagende Wolke.

Doch der Mond war Sieger geblieben und beleuchtete jetzt mit ganzer Kraft die wuchtigen Felssockel, wie man sie in unserer Alpenwelt nicht mehr findet — die klogig und doch schlank aus dem Kar ragenden „Drei Zinnen“.

Minutenlang hafteten unsere Augen drüben an den bis zu 800 Meter hohen, prallen Nordwänden dieser drei Giganten, die sich jetzt, scharf umrissen, in den Sternenhimmel zeichneten, als mein Bergfreund Walter plötzlich die Bergandacht störte und sich an mich wandte: „Siehst du den Riß, der die Ostwand des Kleinen Zinnenstockes durchzieht? Siehst du die überhängende Stelle, wo wir vor zehn Stunden nichts unter uns hatten als Überreste rostiger Drahtverhaue im Kar, die nach einem neuen Opfer lauerten?“ — „Ja, ich sehe den dünnen Schlund, der bis vor 14 Tagen noch mehr Tote forderte als Lebende ihn bezwingen konnten“ — und nochmals drückten wir uns die Hände für diese Kühne Tat, der vierten *) Durchkletterung des berüchtigten Preußrißes.

Ich hätte es mir nicht träumen lassen, als ich vierundzwanzig Stunden zuvor mit drückender Last, von Innichen kommend, in der Dunkelheit das letzte Stück zur Drei-Zinnen-Hütte stolperte. Mit einem lauten Geufzer klatschte ich dort meinen Dreißig-Kilogramm-Rucksack neben den Ofen, da kam auch schon mein Berggefährte Walter Stößer auf mich zu, der, sichtlich erstaunt über mein unerwartetes Auftauchen, mir herzhafte die Hand schüttelte. Er glaubte sich schon allein, da er den Dritten in unserem Bunde, Freund Ludwig, auf der Schusterhütte zurücklassen mußte, wo dieser in treuer Pflege eine Traubengiftung ausbrütete. Na, Fritz, was machen wir denn morgen — und schon leierte er sein ganzes

*) Es handelt sich allerdings, wie den tüchtigen Bergsteigern unbekannt war, um die 7. oder 8. Begehung. Der Schriftleiter.

Surenprogramm herunter: Zwölfer-Nordostwand, Eisner-Dibona-Weg oder Preußriß.

„Vorläufig gar nichts was essen und schlafen“, gab ich ihm zur Antwort, denn die letzten sechs Stunden als „Lastesel“ hatten mich ganz außer Fassung gebracht.

Herrlich lachte die Sonne über Sextens Berge, als wir am Morgen um 9 Uhr gut gefrühstückt uns für die kürzeste Tur entschlossen — den Preußriß. Vom Hüttenwirt erfuhren wir, daß vierzehn Tage vorher zwei Brigadern der große Wurf gelungen sei (zwei Stunden hätten sie gebraucht), viele wären schon abgeschlagen worden und einige seien darin zu Tode gestürzt. Kurze Zeit später machten wir uns auf den Weg, um diesen unheimlichen Gesellen mal näher zu betrachten.

Nochmals lasen wir im „Gallhuber 1928“ die Beschreibung, die zwei Stunden als Zeit der Erstersteiger angab, während über uns der furchtbar überhängende Riß abschreckend herabschaute. Mit gemischten Gefühlen wechselten wir die Schuhe und deckten über die Genagelten ein Wellblechdach. Nach beiderseitigem Ermahnen zur größten Vorsicht kletterten wir den 30 Meter hohen Vorbau hinauf, der mit einer Brücke die Ostwand verbindet. Dort führt ein schmales Band eine Seillänge nach rechts hinaus, das an einer überhängenden Wand endet.

Ein 18 Meter hohes tückiges Wandstück grinst uns entgegen, dessen Gefährlichkeit uns eine wackelige Mauerhakenserie zeigte. Walter versuchte es, kletterte 3 Meter hoch und hing einen Karabiner ein. Ein kurzes Abtasten, dann steht er wieder mit den Worten: „Furchtbar brüchig“ neben mir. Wieder starrten wir an dem Wandstück hinauf und legten im Geiste die Tritte und Griffe zurecht, denn das mußte, kräftesparend, in einem Zuge genommen werden. „Sichere gut, ich probiere es nochmal“, kam es zuversichtlich von meines Gefährten Lippen, und schon stand er wieder am ersten Haken. Langsam schob er sich höher und höher, atemlos gespannt gab ich,



unter die überhängende Wand gedrückt, zentimeterweise das Seil durch die Hand. Behutsam streckte ich den Kopf nach hinten, um zu sehen, wie weit er gekommen, als mir ein ausgebrochener Tritt auf die Schulter hagelte, und schon hatte ich das edle Haupt wieder an die Wand gepreßt. Bange Sekunden verstrichen, bis der erlösende Ruf scholl: „Ich hab's“, und einige Minuten später hielt mich die Wand in ihrem Bann, dessen Spannung sich erst löste, bis wir, etwas links haltend, unter dem eigentlichen Riß standen. Eine Visitenkarte leuchtete heraus, die die beiden Brigadener dort zurückließen.

Zurücklehrend blickten wir dort den überhängenden Schlund hinauf und fragten uns: Wird's noch dicker kommen? Ungeduldig auf des Ratsels Lösung klemmten und stemmten wir uns darin empor. Zwei Seillängen waren schon abgelauten, als wir uns dem von unten so unbezwingbar erscheinenden Überhang näherten. Von den vier in der Höhle sitzenden Haken ist aber nur einer vertrauenerweckend, und ungemain lustig geht's hinaus. Drunten, fast in der Falllinie, 100 Meter unter uns, verfolgten die Blicke eines Duzend Menschen jede unserer Bewegungen, bis sie auf den Ruf „Steinschlag!“ schleunigst auseinanderstieben. Klirrend sprang draußen über dem Abgrund ein zweiter Karabiner in den Haken, und vorsichtig schoben wir uns den Überhang hinauf. Von da ab ist der Riß tief in den Berg eingeschnitten, in dem wir

uns in fürchterlicher Enge 50 Meter hinaufpreßten — dem Licht und Gipfel zu.

Nach vierstündiger, schwerer Arbeit war der Preußriß unser, und am Steinmann, den Preuß und Kelli im September 1911 als Siegeszeichen bauten, gratulierten wir uns herzlichst zu dem Erfolg.

Die kurze Raft ließ das Wagnis der Überschreitung des Kleinen Zinnenstockes reifen — und teils abseilend, teils abklettern, landeten wir in der Kleinsten Zinnenscharte. Wir hingen gerade in der Dülfer-Piaz-Route an der Punta di Frida, als ein ausgiebiger Regenschauer uns überfiel und uns sowie den Fels kräftig durchnäßte, daß wir gezwungen waren, unser Vorhaben aufzugeben und zum Nordwandsattel hinüberzuqueren.

Durchs Kar eilend, standen wir bald wieder bei unseren Bergschuhen, und innerlich triumphierend, sprangen wir zum Paternsattel hinüber. Dort an dem mächtigen Steinblock, der im Kriege wohl als Maschinengewehrstand gedient haben mag, blickte ein aus Holz geschnittener Kopf, um den ein verwittertes Seilstück herunterhing, herab, der uns an die Opfer des Preußrißes, die Gebrüder Forcher und den Bozener Agostini, erinnerte. Und während graue Wolkenschleier um die verrufene Wand strichen, ließ uns eine neue Regenwelle schleunigst zum schützenden Dach der Drei-Zinnen-Hütte eilen.

Unser Pfarrer

Eine alpine Kriegserinnerung von Dr. Walter Bing

Im Sommer 1915 war's, als ich ihn kennenlernte. Droben in 2000 Meter Meereshöhe, auf der „Lusia“, inmitten der zauberischen Felsenwelt der Dolomiten, auf dem schönsten Kriegsschauplatz der Welt, wohin mich ein für Kriegsbegriffe relativ gütiges Geschick anfangs verschlagen. Da

saßen wir an einem taufrischen Julimorgen vor der Tür unserer Feldwache, ließen uns von den Strahlen der südlichen Sonne wohligh anwärmen und pusteten die Karabiner zum nachmittäglichen Appell.

„Du“, sagte Huber auf einmal, „hast scho gheert, heint kimmt a Pfoarrer!“ —



„Wer nahe“, fragt der Mittermaier, indem er sein Schloß auseinanderschraubt. Ich äuge gerade durch den blizblanken Gewehrlauf und visiere dabei scharf das Spizel des Simone della Pala an, der noch ein wenig über das Hüttendach herauschaut. Hubers Antwort: „Der Pfoarra“, in altbayrischer dumpfer Vokalifizierung, vermag mein Interesse nicht von der lichtübergossenen Bergwelt abzuziehen, die jeden in ihren Bann schlagen mußte, der, wie ich, schon im Frieden für sie lebte und nun im Kriege für sie kämpfte, bereit, sein Leben zu geben für das, was er liebte, wie früher im Kampfe gegen die Berge, so auch jetzt für sie. Auch der Mittermaier hatte keine große Lust, den Faden des Gespräches wieder aufzunehmen. Der Huber brummte noch etwas in seinen Bart, wovon ich nur so viel verstand, daß ihm ein „Schweinernes mit Kraut“ zum Mittag lieber sei, als drei Pfarrer auf einmal, und dann vertieften wir uns in das allen wichtig erscheinende Problem, ob es wohl möglich sei, die Vajolettürme, die rosig und scharf abgeriffen von der anderen Talseite herübergrüßten, „feldmarschmäßig“ zu überschreiten. Bald hatte sich die regste Diskussion entwickelt. Und keiner von uns Dreien dachte mehr an den Pfarrer, der da kommen sollte.

Aber er kam doch. Wir saßen gerade beim Tarock, da stürzt der Oberjäger herein: „Luats die Karten weg, d'r Pfoarer kimmt.“ Und schon war er wieder draußen. Wir alle natürlich auf und ihm nach mit Ausnahme des sitzengeliebten Huber, dessen Klage ob eines plötzlich unterbrochenen bildschönen Grün-Colos ungehört im Raume verhallte. Wir hatten uns alle im Unterstand versammelt, neugierig bis in die Fingerspitzen, denn keiner von uns wußte sich eine rechte Vorstellung von einem Feldgeistlichen zu machen. Die meisten erwarteten wohl einen kalten Gottesknecht mit Rosenkranz und Gebetbuch oder gar einen barhäuptigen Mönch mit Sandalen, der — wenn möglich auf einem Esel reitend — zu unseren etappenfernen Höhen heraufkäme. Nichts von alledem: der da mit rüstigem

Berglerschritt, hoch gewachsen, schwere Nagelstiefel über den grauen Wadenstrümpfen neben unserem Hauptmann den Hang heraufschritt, das war ein Mensch wie wir, ein Bergsteiger wie wir, einer, der Gott in seiner Natur liebte und den die Freude über den herrlichen, vollkommen friedlichen Dolomitentag aus hellen blauen Augen strahlte, die hinter großen Brillengläsern lustig in die Welt blickten.

Wir standen in Gruppenfront, nahmen stramme Haltung an und wußten nicht recht, was wir zu einem Besuch sagen sollten, der unsere phantastischen Ideen vom Aussehen eines feldgrauen Pfarrers so gründlich über den Haufen warf. Unser Wacht-habender macht vorschriftsmäßige Meldung. Mittermaiers scharfes Auge hat inzwischen die bayrische Kokarde an des Pfarrers lila bebändert Mütze entdeckt und erleichtert murmelt es hinter mir: „Loa Preiß is er net!“ Und nachdem der Hauptmann uns mit einem fröhlichen „Grüß Gott“ begrüßt hat, tritt der Pfarrer auf uns zu. „Saag dan Rosenkranz, Schurschi“, flüstert der Huber seinem Vordermann zu. Aber ehe wir über diesen Wis noch lachen können, sagt der Pfarrer freundlich, „Servus Buam!“ Wir sind starr. — „Schön habt Ihrs heroben“, fährt er fort. „Laßt mi mal einischam in Euern Bau.“ Und schon bückt er sich und betritt unseren Palast. Wir alle hinter ihm her, denn jeder will der erste sein, zu sehen und zu hören, was der Pfarrer weiter tut und sagt. Der Gast schaut sich alles gründlich an. Die rohgezimmerten Lagerstätten, den Ofen, den Tisch, die Ansichtskarten an der Wand. Und als er die Spielkarten auf dem Tische liegen sieht, geht ein verständnisvolles Lächeln über seine Züge: „Tarock habts?“ Und er meint, wir sollten uns durch ihn ja nicht stören lassen. Da auch der Hauptmann, der schmunzelnd an der Türe lehnt, keine Bedenken zu haben scheint, daß wir unser Spiel in Gegenwart eines Geistlichen fortsetzen, sitzen der Huber, der Mittermaier und ich alsbald wieder selbdrift beisamm, und Huber legt seinen Grün-Colo los. Hinter ihm steht der



Pfarrer als Ribiz, die übrigen drum herum; er hat die Mütze abgenommen, so daß seine Tonsur sichtbar wird. Der Huber gewinnt seinen Solo grinsend mit „Schneider“, da der Mittermaier sich in seiner Aufregung verwirrt: „Hättens mit der Schellen Gau g'schund'n“, meint der Pfarrer trocken und tippt dem Mittermaier auf die Schulter, „nacha wärens raus kemma.“ — Der Bann ist gebrochen; alles lacht und freut sich. Und dann öffnet der geistliche Herr seinen Rucksack und entnimmt ihm einen Paß Broschüren. „Sind Sie Katholik“, fragt er meinen Nachbar. „Zu Befehl, nein, Herr Pfarrer“, sagt der zufällig aus Franken Gebürtige beinahe bedauernd, „ich bin Protestant.“ „Und Sie“, fragt er mich. „Ich bin Jude, Herr Pfarrer“, und ich denke mir im Stillen, daß der Pfarrer kein Glück mit unserer Gruppe hat. Aber der Wackere verzieht keine Miene. „Lesen könnt's Ihr ja all; da habt Ihr was für Eure Bibliothek!“ spricht's und wirft einen Paß Klembändchen: Anzengruber, Keller, Goethes Gedichte, Ibsen und anderes auf den Tisch. „Und wer was extra Katholisches haben will, der soll si net scheniern. I hab' scho noch was dabei!“ Und bei diesen Worten strahlt er über sein ganzes Gesicht. Dabei fällt sein Blick auf die Gitarre hinter der Tür: „Ja, was wer denn dö's; a Klampf'n habt's ja auch?“ — Und schon hat er sie in der Hand, und nach ein paar einleitenden Akkorden intoniert ein kräftiger Bariton das alte Liedchen: „Feins Liebchen, du sollst mir nicht barfuß geh'n.“ — Unsere letzten Zweifel an der mangelnden Weltlichkeit dieses Gottesreiters zerflattern im Bergwind. Wir sind begeistert. „Des is a zünftigs Haus, vastehst!“ meint der Huber zu mir, und das zünftige Haus singt ein Lied nach dem anderen, Ernstes und Heiteres, Landsknechtballaden, und zuletzt sogar ein g'sichertes Liedl aus München. Jubelnd wird der Rehrreim aufgenommen, und Enttäuschung malt sich auf allen Gesichtern, als der Häuptling, der inzwischen von seinem Besuch bei der nächsten Gruppe zurückgekehrt ist, den sinnfrohen Pfarrer zum

Ausbruch mahnt. „Laßt's Euch gut geh'n, Buam, seid's weiter so zünfti!“ ruft er uns zum Abschied zu. „Kommens recht bald wieder, Herr Pfarrer“, so tönt's im Chor zurück, als der Besucher schon hinter dem nächsten Felsblock verschwindet, wo er sich, auf seinen Stock gestützt, noch einmal lachend nach uns umgedreht hat.

Und er kam wieder. Er hielt uns einen Feldgottesdienst unter freiem Himmel, eine Feier, bei der wir alle richtig erkannten, was „Gottesdienst“ heiße, und bei der mancher Saulus zum Paulus geworden. Der Pfarrer sprach von den Bergen und ihrer Schönheit, für die wir kämpfen sollten, er predigte den Glauben an die Reinheit und die Größe der Natur, und wir alle, Katholiken, Protestanten und Juden, lauschten ihm und haben niemals so tief geglaubt, wie an das, was unser Pfarrer uns damals sagte. Der wackere Gottesmann wurde uns seitdem ein häufiger und gern gesehener Gast. Unverdorren wanderte er von Berg zu Berg, von den Drei Zinnen bis zur Etzsch, entlang an der grauen Mauer, die das Deutsche Alpenkorps über die Gipfel Südtirols gezogen hatte; talauf, talab, von Unterstand zu Unterstand, überallhin Frohsinn bringend, jedwede Trauer und Unlust bannend, ein guter Geist der Berge, singend und sagend in majorem Dei gloriam: ein Seelsorger in des Wortes schönster Bedeutung, ein Vorkämpfer der Bergeschönheit, wie weiland sein Amtsbruder, der Kurat Ignaz Küringer, der den Venediger bezwang, oder wie Franz Senn, der Pfarrer vom Dgtal, ein Prediger des einzigen heiligen Krieges: des Kampfes um Bergesfreiheit und Bergesreinheit. So hat er uns getreulich begleitet, hat Freud' und Leid, Schönes und Schweres mit uns geteilt. Hat — wie wir — in Serbiens wilden Bergen an Maiskolben geknappert, hat — wie wir — verdreht und verlaßt in elenden galizischen Hütten genächtigt, und war doch immer und überall auf seinem Posten, mit lachenden Augen, liederfroh und lebensbejahend.

Dann, als die schlimmen Tage vor Verdun kamen, als so mancher von den Berg-



freunden ins große Grab sank, da war er zur rechten Zeit, wo man ihn brauchte. Im Trommelfeuer waltete er seines schweren Amtes, redlich hat er sich sein Eisernes Kreuz I. Klasse verdient, und manchem Sterbenden hat er noch den letzten und wahrsten Trost gebracht, den Trost der Menschenliebe und der Freundestreue. Um einige Schatten ernster blickten damals seine lustigen hellen Augen, und in seinen Zügen lag bitteres Erleben, lag der finstere Widerschein der Hölle von Fleury und Thionmont. Auch unser Pfarrer ist nachdenklicher geworden in jenen Tagen.

Seht her, ich hätte ja auch einen Helden aus unserem Pfarrer machen können, hätte ihn mit der Freiheit des Dichters den Tod des Kriegers sterben lassen können; und meine Geschichte wäre dann so ausgegangen, wie viele andere Kriegsgeschichten. Aber gottlob, er wirkte und lebte weiter, und hat den Krieg überstanden, gesund und munter, und uns allen zur Freude. Menschen wie er waren zum Leben geschaffen. Unermüdet eilte er noch einen Bergwinter lang von Gipfel zu Gipfel, von Tal zu Tal,

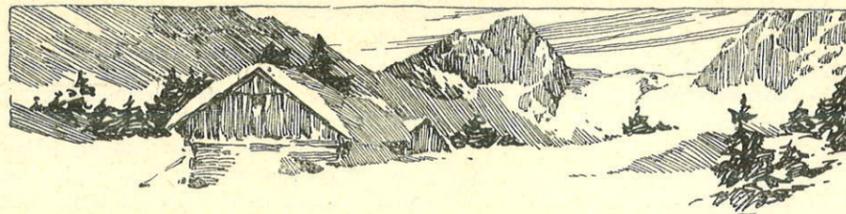
Freude und Humor durch die wilden Karpathen tragend. Bis in die tief verschneiten Kampfstellungen brachten ihn seine treuen Bretter aus der oberbayrischen Heimat, und mehr als einmal klang mir sein fröhliches „Gekheit“ entgegen, als ich ihm auf stillen weißen Pfaden in winterlichem Walde hinter der Front begegnete.

An solchen Knechten muß der Herrgott seine Freude haben. Und nicht viele gibt's — so meine ich — die ihren hohen Beruf so richtig erfaßten und so wacker ausübten wie er. Als ich längst aus diesem Kriege wieder heimgekehrt war, habe ich noch den Wunsch verspürt, „unsern Pfarrer“ einmal wiederzusehen, auf daß er mir seinen Segen gebe, für ein Leben voller Mühe und Arbeit, nicht als Geistlicher, nein, nur als Mensch von grenzenloser Güte und einem wundervollen Herzen. Denn mir dünkt, daß über einem Leben, das er einsegnen würde, allzeit ein Stern der Freude und der Fröhlichkeit leuchten müsse, ein Abglanz jenes Frohsinns, den er jahrelang in unser aller Herzen trug, und der sogar den Krieg im Kriege zuweilen beinahe vergessen ließ.



Möge es immer wieder Männer geben, bei deren Eintreten in ein Bergsteigerasyl der Lärm sich dämpft und die ungefragte Frage geht: «Wer ist es?» — und die ungesprochene Antwort: «Ein Seltener, horcht auf, wenn er spricht, denn er geht ungewöhnliche Pfade, und seht, wie seltsam seine hellblauen Augen leuchten, und hört, wie weich und schön seine Stimme tönt, und laßt uns schweigen, wenn er schläft.» —

Ernst Jenny.



Bergschulen

Von Fritz Eyb

Wie stolzer Kampfruf sind sie, jene klassen, heimweggleichen, zärtlichen Lichter lester, hochliegender, an steile Berglehnen geduckter Höfe.

Diese letzten Hütten, an denen wir achtlos vorbeiwandern auf unserem hellen Wege zur Höhe — achtlos talab, erfüllte Sehnsucht im Herzen.

Als letztes Bollwerk menschlichen Geistes steht mitten unter ihnen die einsame Bergschule. Als allerletzter Ausläufer des feinen Fadens, der vom Bildungszentrum der Großstadt über die Provinzstädte, die Talldörfer zur Höhe zieht, um vom großen Wissen und Reichtum der Welt letzte, spärliche Nahrung den Hungernden da oben zu bringen.

Die Zahl der hochgelegenen Bergschulen ist groß. Im weiten Kreis aber um den Bergschulort, einsam im Walde versteckt, in einem schwer zugänglichen, verlassenem Graben von der Welt abgeschlossen, liegen einzelne Bauernsiedlungen, viele Wegstunden von der Schule entfernt. So kommt es, daß in manchen Gegenden unserer Alpen noch immer eine Reihe von Analphabeten zu finden ist.

Von Jahr zu Jahr ist man bemüht, die Zahl dieser, dem Welterleben Fernstehenden zu verkleinern. Da wird ein alter Bauernhof zu einem Schulgebäude umgebaut, dort

eine stillstehende Schmiede — oft auch nur ein Raum im einsamen Pfarrhose zur Schulstube gemacht.

Dann sendet man einen jungen Menschen aus der Stadt in die Berge, der in jenen primitiven Räumen alle ein, zwei Wochen einmal die Kinder der oft trotz allem noch weit entfernten Höfe unterrichtet.

Diese Wanderlehrer müssen frohe, starke Menschen sein, denn nicht jeder Weg wird aus sich selbst heraus zur Freude. Von erdrückender Einsamkeit ist er oft und bei schlechtem Wetter nahezu unbegehrbar. So liegt ein großes, wenig bekanntes Heldentum in dem Berufe des Wanderlehrers.

Gar schlimm aber ist es manchmal für die Frau in diesem Beruf. Einst begegnete ich eine, jeden Samstag, wenn ich abends mit den Skiern in die Berge fuhr. Mit demselben Zuge kehrte sie in ihr kleines Heimatdorf zurück. Ein liebes, junges fluges Mädchen, daß nie verlöschende Lichter des Berufsidealismus in den Augen trug. Tagaus, tagein hatte sie die derben Nagelschuhe an den Füßen, trug den schweren Rucksack und in der Hand den alten, zerschundenen Stock. In drei Bergschulen mußte sie wöchentlich unterrichten. In drei Schulen, die hoch droben lagen und von tiefen Gräben getrennt. Und wer kennt nicht die Tücke dieser vereisten Gräben, die Tücke